



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das Thal der Weichsel in Preußen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das Thal der Weichsel in Preußen.

Obwol man heutzutage sich in Preußen schon besser zu orientiren weiß, als Herr von Voltaire, welcher in seiner Geschichte Peter des Großen sagt: „Marienwerder ist eine kleine Stadt im westlichen Pommern und befindet sich in den Grenzen von Preußen; Elbing aber ist eine Hauptstadt im königlichen Preußen in Polen,“ so ist man im Allgemeinen doch noch stark in Vorurtheilen befangen. Ich weiß es aus eigener Erfahrung, wie so manchem lieben Landsmann in Deutschland beim Namen der „Weichsel“ oder bei deren Anblick auf der Karte eine gewisse nordische Kälte anzufrosteln pflegt und wie die Verbannung eines Beamten nach West- oder gar Ostpreußen für eine Art von Verbannung gilt. Man gesteht uns zwar als eigne Vorzüge den Bernstein, die grauen Erbsen und das Elenthier zu, ja ein älterer Geograph ist sogar so gütig, unsre Forsten mit Waldeseln und die Helaer Nehrung mit Fettschwanzschafen zu bevölkern; aber mit diesen Zugeständnissen glaubt man uns auch hinlänglich abgefunden zu haben, — und wenn wir gar noch die landschaftlichen Reize unsrer Gegenden, wie z. B. die des Weichselthales, rühmen, so zuckt man mitleidig die Achseln und sieht darin nur die verzeihliche Vorliebe für unser Geburtsland, welche Liebe erfahrungsmäßig sich umso mehr zeigt, je weniger sie durch die Dürftigkeit des Landes gerechtfertigt wird. Um so größer aber wird die Enttäuschung, die jeder Fremde erfährt, der unsre abgelegene Provinz in ihren mannigfachen Eigenthümlichkeiten näher in Augenschein nimmt; er wird anerkennen müssen, daß keiner der großen Ströme Deutschlands im untern Gebiete seines Laufes dem Blicke eine so reiche Reihe wechselvoller und malerischer Landschaftsbilder bietet, als grade unsre Weichsel.

Beginnen wir mit dem alterthümlichen Thorn, das seines früheren, so bedeutenden Handels wegen die „Königin der Weichsel“ genannt wurde und in der vaterländischen Geschichte eine so gewichtige Rolle gespielt hat. Deshalb zunächst ein kurzer Rückblick auf seine Vorzeit. Thorn wurde zuerst von Hermann Balk neben der alten Burg Thurno erbaut, seiner ungünstigen Lage wegen aber einige Jahre später wieder abgebrochen und eine Meile weiter hinauf auf den jetzigen, etwas höheren Ort verlegt. Während der Ordensherrschaft war die Stadt besonders reich und blühend durch ihren Handel und wurde dem hanseatischen Bunde beigezählt, schloß sich später aber dem preussischen Städtebunde gegen den Orden an und kam in Folge dessen 1466, durch den in ihren Mauern geschlossenen Frieden an Polen. Seitdem hatte Thorn viel zu leiden, theils durch Polens Zerrüttung, theils durch Kriege mit den Schweden. Religiöse Streitigkeiten in Folge der Reformation führten zu der bekannten thorner Tragödie, welche, von Jesuiten angeregt, am 24. November 1724

damit endete, daß der Bürgermeister Kößner und mit ihm viele angesehene Bürger hingerichtet wurden. Als im Jahre 1772 Westpreußen an die preussische Krone kam, verblieb Thorn wie Danzig noch unter polnischer Herrschaft. Indes sank hier wie dort der Wohlstand durch die vielfachen Handelsbedrückungen, die für die Weichselbeschißung von Seiten Friedrichs des Großen angeordnet waren und erst seit der Vereinigung mit Preußen, 1793, blühte der Handel und mit ihm der Wohlstand der Bürger neu auf. Seit dem Jahre 1809 ward die Stadt mit großen Kosten wieder zu einer Festung gemacht und nimmt als solche eine wichtige Stelle ein.

Dem Fremden, der sich der Stadt von der Wasserseite her nähert, tritt Thorn, mit Ring- und Festungsmauern umgeben, recht imposant entgegen und zeigt seinem Hauptcharakter nach noch viel Alterthümliches. Doch vermist man ungern an ihm hohe und kühn sich erhebende Thürme, an denen Danzig z. B. noch so reich ist. Nur hohe Kirchdächer und einzelne kloßartig abgestumpfte Thürme ragen über die übrige Häusermasse empor. Weniger ansprechend war früher die Annäherung von andern Seiten der Stadt her. Ringsherum lagerte sich meilenweiter Sand, der gegenwärtig der Cultur schon ganz gewichen und von freundlichen Anpflanzungen, Landhäusern und Villen verdrängt ist. Ein echt alterthümliches Gepräge zeigen aber noch die meisten Straßen der Stadt. Wir erblicken in ihnen noch jene alten gothischen Giebelhäuser, 4—5 Stockwerk hoch, von altersgrauer Farbe und mit Zinnen, thürmartigen Pfeilern und Wetterfahnen versehen; doch greifen moderne Neubauten leider auch hier immermehr störend um sich. Die Stadt zerfällt in die Alt- und Neustadt, beide noch durch eine alte Stadtmauer geschieden und besonders reich an schmucken Thürmen war die Ringmauer, durch welche neun stattliche Thore zur Stadt führten. Jeder der Hauptstadttheile enthält einen sehr geräumigen Marktplatz und zeichnet sich der der Altstadt durch die besondere Stattlichkeit der ihn umgebenden Häuser aus. Aus seiner Mitte erhebt sich das imposante Rathhaus, im Jahre 1602 nach dem Muster des amsterdamer erbaut und erinnern seine mit Ebenholz und Elfenbein ausgelegten Thürme, die Marmorische und reichen Wandgemälde an den ehemaligen Wohlstand der Bürgerschaft. Vor ihm prangt Thorns Stolz, das strahlend vergoldete Erzbild des großen Copernicus von Tieck. Solange Thorn im vollen Glanze des Reichthums war, dachte es kaum daran, die Ehrenschild an den Mann abzutragen, der hier geboren, später als Reformator der Astronomie auftrat; erst in unsrer Zeit haben die Thörner, ihn ehrend, sich selbst geehrt und ihrer Stadt zugleich ein stattlich Werk der Kunst gegeben. Unter den 5 Kirchen der Stadt zeichnet sich die dreischiffige Pfarrkirche zu St. Johann durch einfache Würde aus; jedoch erscheint der Thurm am Haupteingange plump und geschmacklos: er ist zu mächtig gegründet und konnte nicht ausgeführt werden,

sagte; denn nach seiner Stärke hätte er, um in ansprechende Proportion zu treten, fast noch einmal so hoch werden müssen, als er wirklich ist. An ihm findet sich noch eine Sonnenuhr von Copernicus Hand, der an diesem Dome einst Propst gewesen. Auch enthält die Kirche noch ein Bildniß von ihm, auf einer fast zwei Ellen hohen hölzernen Tafel gemalt, doch ohne allen Werth. Bei weitem mehr Eindruck macht die erste und älteste Kirche der Stadt, die Marienkirche, 1239—44 von den deutschen Rittern erbaut, deren edle, kühnauffstrebende gothische Form stark an die um 33 Jahre später von Dietrich von Altenburg zu Marienburg erbaute Schloßkirche erinnert; es gehört dieser Dom mithin zu den ersten Bauwerken des in Preußen sich festsetzenden deutschen Ordens. — Ein eignes Interesse gewährt die um 1300 gebaute Jacobskirche auf der Neustadt durch ihre gleichsam zusammengewachsenen, 150 Fuß hohen Zwillingsthürme, die nach oben zu breiter werden, sowie durch die äußeren Wandstrebe Pfeiler und einen überaus schön geschmückten Giebel hinten. Recht freundlich nimmt sich das neue Stadttheater am Markte aus, mit seinen jonischen Pilastern. Sein oberes Stockwerk enthält das Local der Ressource „Geselligkeit“, das untere „Thalias Tempel“, hübsch decorirt und recht geräumig. Früher stand hier der alte „Arthushof“, erbaut 1309 unter Siegfried von Feuchtwangen, fünf Stagen hoch, mit thurmhochem, schönbemaltem Giebel und zwei Seitenthürmen geschmückt. In ihm versammelte sich die Blüte der Aristokratie Thorns in Gemeinschaft mit der Gilde der Kaufleute und Schiffer, weshalb drei Bänke im Sale standen; Handwerker waren davon ausgeschlossen. Der Zweck dieser Bruderschaft war Armenpflege und geselliges Vergnügen. Ein originelles Baukunststück besitzt die Stadt im schiefen Thurm am Anfang der Bäckerstraße, der an Pisa und Bologna erinnert und den der Sage nach ein gottloser Kreuzherr also erbauen ließ. Ebenso merkwürdig ist das fulmer Thor geworden durch eine Figur darauf mit einem Kochlöffel in der Hand, die als Wetterfahne dient. Die Sage berichtet nämlich, daß bei der Sprengung der alten Burg, nach dem Abfall der Stadt vom Orden, der dortige Koch mit in die Luft gesprengt und auf dieses Thor geworfen sei, weshalb zum Andenken noch jene Figur. Reste der Ordensburg erblickt man zu Füßen der schön gelegenen Weichselterrasse. Aus ihnen hervor ragt noch ein stattlicher Thurm mit einem Schwibbogen, der zum Capitelsale führte. — Eine merkwürdige Sage knüpft sich an das Mugstinsche Haus in der breiten Straße, das gegenwärtig in moderner Verjüngung prangt und die ich nach Dr. Brandstätters inhaltsreichem Werke „die Weichsel“ wiedergebe. Jahrhunderte lang war das Haus in seinem oberen Theile ein Bild der Verwüstung gewesen, indem den abgerissenen Giebel eine kahle Breterwand vertrat. Das Volk kam bei dieser auffallenden Erscheinung auf die Idee, hier müsse der Teufel im Spiele sein und aus Furcht vor seinem Einspruche sei der Neubau unterblieben. Ein reicher Rathsherr,

dem einst dies Haus gehörte, heirathete ein armes Mädchen; vergebens aber hofften sie auf Kinderlegen. Da erschien in Abwesenheit des Vaters ein Fremder im Hause, ein feiner Mann, der sich für einen Freund des Rathsherrn ausgab und von der Frau beiläufig das Geständniß ihres liebsten Wunsches vernahm. Er versprach ihr zuversichtlich dessen Erfüllung, wenn sie sich nur entschließen wolle zu dem schriftlichen Versprechen, dafür ihr „Theuerstes“ hinzugeben. Sie willigte ein und unterschrieb den Pact. Als ihr Eheherr denselben durch sie erfuhr, war er umsomehr unwillig, als er den beschriebenen Fremden gar nicht kannte; aber nach einiger Zeit genas die Frau eines Knaben, den die Eltern gar bald als jenes „Theuerste“ erkannten, so daß des Teufels Hinterlist ihnen offenbar wurde; sie gaben deshalb den Knaben ins Dominicanerkloster, frommen Mönchen zur Hut. Als darauf der Teufel im Hause erschien, um den Vertrag geltend zu machen, wurde er ins Kloster verwiesen. Aber wüthend drang er in die Frau, das Kind sofort hier ausgeliefert zu erhalten; doch Mutterliebe gab der Frau nicht nur die Kraft, jenem Trost zu bieten, sondern auch den Entschluß ein, die verhängnißvolle Schrift ihm zu entreißen und durch Vorhaltung eines Kreuzes, das sie am Busen trug, trieb sie den Bösen vor sich her, der endlich zum Dache hinausfuhr und daselbe und den ganzen Giebel mit schrecklichem Krachen zertrümmerte. Wer diesen neu aufbauen wollte, hätte von neuem mit dem Teufel zu thun gehabt und so blieb das Haus lange im Zustande der Zerstörung. — Ein seltenes Kunstwerk enthält der jüdische Tempel, eine alte Wendeltreppe mit reichem Schnitzwerk, die bis in den dritten Stock geht und deren Spindel aus der gewundenen Rinde eines einzigen Baumstammes besteht. Mehre tausend Thaler sind dafür von Kunstliebhabern schon geboten worden, aber die Treppe läßt sich ohne Abbruch des ganzen Hauses nicht daraus entfernen.

Ueber die Weichsel bei Thorn führt eine feste Pfahlbrücke, aus zwei Theilen bestehend, die durch eine Insel getrennt werden, 2,469 Fuß lang und 17 Fuß hoch über dem Wasserspiegel, durch 50 gewaltige Eisbrecher befestigt, und dennoch wird dieselbe bei starkem Eisgange jedes Mal bedeutend beschädigt und kostet der Stadt dann Tausende; sie führt nach der Festung hinüber und nach dem kleinen Städtchen Pogorzle hin, welches, von Thorn aus gesehen, recht malerisch sich ausnimmt. Jetzt schafft die Stadt sich eine fliegende Fähre an.

Thorn ist trotz seiner polnischen Umgebung von jeher eine echt deutsche Stadt gewesen, sowol seiner Sprache, wie seinen Sitten und Gebräuchen nach; ja das Deutsche wird hier richtiger und wohlklingender als im übrigen Preußen gesprochen, selbst vom gemeinen Manne. Das Plattdeutsch hört man nur in den Dörfern der Niederung. Die eigentliche Bürgerschaft und die Beamten sind fast sämmtlich Deutsche und der evangelischen Religion zugethan; nur unter dem Gesinde und den Tagelöhnern herrscht der polnische Stamm vor.

Ist auch der Handel lange nicht mehr in der einstigen Blüte, so findet doch auf dem Strome noch ein reger Verkehr, besonders mit Polen statt, insbesondere mit Holz und Getreide und die schwimmende Stadt der polnischen Flößer auf ihren breiten Holzflößen (Trasten) und flachen Weichselfähnen, neben der großen Brücke ankernd, bietet mit ihrer Musik und ihren abendlichen Feuern einen höchst malerischen Anblick dar. Eine warschauer Dampfschiffgesellschaft hält seit zwei Jahren ein Dampfschiff zwischen Thorn und Warschau und ein zweites zwischen Thorn und Danzig, theils zu einem Güter- und Personen-transport, theils zum Bugstren beladener Weichselfähne. Großer Nachtheil erwächst dem thorner Handelsverkehr durch den Ueberfluß an polnisch-russischem Gelde. Zwar ist der deutsche Kaufmann nicht gesetzlich verpflichtet, solches Geld, zumal es von geringerem Feingehalt ist, in Zahlung zu nehmen; doch hat die Concurrenz der Handeltreibenden es bisher nicht zur Ausführung bringen lassen, daß das russische Geld entweder ganz zurückgewiesen oder doch zu einem niedrigeren Course in Zahlung angenommen würde; im Gegentheil wird bei allen Waarenverkäufern en detail jenes Geld voll in Werth angenommen, obgleich es im Geldwechsel 3—4 Procent niedriger steht, so daß es allgemeine Sitte geworden, preussische Münze gegen fremde mit dem erheblichen Agio umzuwechseln und dann mit letzterer die Einkäufe zu besorgen. Die Klage des handeltreibenden Publicums über die daraus erwachsenden Verluste und über Mangel an preussischem Courant ist dort an der polnischen Grenze überall groß; indessen muß es dem Handelsstande selbst überlassen bleiben, die Preise der Waaren nach Maßgabe der Zahlungsmittel von geringerem Werthe zu modificiren. —

In früherer Zeit bildete Thorn neben Königsberg und Danzig auch einen Mittelpunkt für das wissenschaftliche Leben in der Provinz, und daß es den Bewohnern dieser alten Stadt auch heute nicht an Sinn für ein höheres geistiges Streben fehlt, beweist das Prachtgebäude des neuen Gymnasiums, durch drei parallele obere Realclassen erweitert, mit 26 Zimmern, einem geschmackvollen Auditorium und großer Normaluhr oben in der Fronte. Der Hofraum hinten, mit rothen und blauen Ziegeln ausgemauert, ist mit einem Glasdache bedeckt, damit die studirende Jugend auch bei schlechtem Wetter frische Luft genießen kann. Zur Anstalt gehört noch ein großartiger botanischer Garten, erst in neuester Zeit angelegt.

Die Umgegend Thorns besitzt wenig landschaftliche Reize, doch bieten die Anlagen rings um die Festung, mit wechselnden Ansichten auf die Stadt belebte Spaziergänge, und eine hübsche Promenade ist die nach dem Park und dem Ziegeleigarten, von dessen Balkon man eine weite Umschau hat. Bei meinem Abschiede von dieser alterthümlichen Stadt credenzte mir mein Wirth — (ich logirte im comfortablen Hôtel de Sanssouci) — ein Glas köstlichen Meth, durch dessen vorzügliche Bereitung Thorn sich eben solchen Ruf er-

worben hat, wie durch seine weitberühmten Pfefferkuchen. Es erinnert dies Getränk an die Nähe Polens. Dabei versicherte mir mein Wirth mit der zuversichtlichsten Miene, als hätte er selbst noch jene Zeiten durchlebt, daß zur Zeit des Ordens Thorn rings auf den Hügeln am Weichselufer Weinbau im Großen getrieben; man nenne jene Hügel noch heute hier „Weinberge“; jedes Landhaus habe einen solchen hier gehabt, und der thorner Landwein habe am marienburger Hofe den besten Klang vor allen heimischen Weinen gehabt. Was sagt der Leser zu dieser merkwürdigen Nachricht? Er hört dieselbe gewiß mit zweifelndem Ohr an, zumal wenn er sich an Heinrich Heines Witzwort erinnert, daß kein anderes Obst in Preußen reife, als nur gebratene Aepfel. Und selbst wir Eingeborne wundern uns über solche Berichte, denn jetzt wird selten eine Traube bei uns reif. Wir suchen nach Gründen für die Umwandlung unsres Klimas und Landes und nehmen gern an, daß die Verringerungen der Wälder dem rauhen Ost- und Nordwinde mehr Eintritt und schädlichere Einwirkung gestattet haben. Wie dem auch sei, es unterliegt keinem Zweifel, daß das deutsche Hauptordenshaus zu Marienburg nicht nur von Thorn und Rastenburg, sondern selbst von Riga her ein trinkbares Getränk von Nebensaft bezogen habe, besonders unter Meister Winrichs Regierung, von welchem fast alle preussischen Chroniken berichten, seine Keller auf der Marienburg seien so überfüllt gewesen, daß der Dunst des gährenden Mostes bis in die Gemächer des Hochmeisters selbst gedrungen sei, so daß derselbe habe anbefehlen müssen, die Oeffnungen der Keller mit Stroh zu verstopfen. Und es muß kein schlechtes Gewächs damals auf preussischem Boden gediehen sein; denn als im Jahre 1365 König Kasimir von Polen als Gast zum Hochmeister nach Marienburg kam, erstaunte er höchlichst über die Güte des Weines, den man ihm vorsetzte, und noch rühmlicher ist das Zeugniß des Baiernherzogs Rudolf, den Meister Winrich (1363) auf der Burg festlich bewirthete. Als am Schlusse der Tafel der Mundschenk dem Herzog einen großen goldenen Becher mit thorner Weine gefüllt darreichte, rief dieser, nachdem er den Becher geleert: „Langt mir den Becher noch einmal her! der Trank ist echtes Del, davon einem die Schnauze anlebt.“

Der fünf Meilen weite Weg von Thorn nach Bromberg führte noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch eine unabsehbare weite Waldung, durch Räuber verrufen. Die liederliche Wirthschaft polnischer Edelleute hat den Wald gründlich vernichtet. Wie leichtsinnig man mit den Forsten umging, zeigt genugsam die Thatsache, daß bei jeder polnischen Bauernhochzeit zum Schlusse als Freudenfeuer eine ganze große Eiche verbrannt wurde. Jetzt begegnet man nur bei dem Städtchen Schulitz noch einer Waldung, und eben diese Abnahme der Wälder in Preußen zog unzweifelhaft eine bedeutende Umänderung des Klimas nach sich.

Bromberg, der Sitz einer Regierung, eines Appellationsgerichts, einer Oberpost- und Ostbahndirection, liegt zwar $1\frac{1}{2}$ Meilen von der Weichsel ab, ist aber durch die Lebhaftigkeit des Wasserverkehrs beinahe zu einer Weichselstadt geworden. Die Stadt, auch von den deutschen Kreuzherren erbaut, war Jahrhunderte durch äußerst blühend durch Getreidehandel nach Danzig hin und besaß das Münzrecht, sank aber in der Folge so herab, daß sie bei der Besitznahme durch Preußen, nachdem sie vorher durch Kriege, Feuersbrünste und die Pest furchtbar entvölkert worden, einem Schutthaufen gleich und nur von 600 Menschen bewohnt war. Und noch heute schließt man aus den vielen gepflasterten Straßen, Fundamenten und mächtigen Kellern, welche an beiden Ufern der Brähe, tief unter der Erde verschüttet aufgefunden werden, mit Recht, daß die Stadt vor ihrer Zerstörung sehr bedeutend gewesen sein muß. Auch weisen die beim Aufräumen verschütteter Keller in regelloser Aufhäufung vorgefundenen Menschen- und Thiergerippe auf eine wahrhaft furchtbare Katastrophe der Vorzeit hin. Vor 20 Jahren ward auch das alte Münzhaus aufgefunden, indem man bei Auführung eines neuen Kanaldammes auf ein altes Gemäuer stieß, worin sich Münzstempel und Silberplatten im Werthe von einigen tausend Thalern befanden. Seit der preussischen Herrschaft nun hat die Stadt sich gehoben, wie keine andere, wozu besonders ihre glückliche Lage am bromberger Kanal, durch den sie mit der Weichsel und Oder in Verbindung gekommen ist, beigetragen hat; und neuerdings hat sie durch die Ostbahn noch bedeutend an Aufschwung und Lebendigkeit gewonnen. Der Bahnhof, ein imposantes Gebäude, liegt leider eine Viertelmeile von der Stadt, und man wird, wenn man mit der Post ankommt, nicht in der Stadt, sondern hier abgesetzt, was zu vielen Unbequemlichkeiten und bereits auch zu einem Prozesse mit dem Postamte geführt hat, worin dasselbe den Kürzern gezogen haben soll. Welche wichtige Rolle der Bahnhof im Leben Brombergs spielt, zeigt am deutlichsten der Umstand, daß die Häuser der Stadt ihm immer näher rücken, ja ihn bald erreicht haben werden. Schon ist das Dorf, worin er liegt, mit der Stadt vereinigt und eine neue Vorstadt von Bromberg geworden, und außer der „Bahnhofstraße“, mit höchst eleganten Häusern sind nach dem Grundriß des neu zu erbauenden Stadttheiles noch 20 Straßen im Entstehen begriffen. Die ganze Stadt macht einen überaus freundlichen Eindruck auf den Fremden, und was mich besonders ansprach, war die Menge moderner zweistöckiger Häuser, besonders in den Vorstädten, die alle in der Fronte säulgetragene Portale haben, zu welchen steinerne Stufen hinaufführen. Zu jeder Seite solchen Treppnbalkons steht eine Bank unter einer Laube von Ephen mit einem Tischchen davor, und hier pflegen bei günstigem Wetter die Bewohner des Hauses zu sitzen, zu arbeiten und zu plaudern, und es gewährt ein angenehmes Bild, die hübschen und heitern Frauengestalten zwischen grünem Blätterschmuck

und Blumen auf die Vorübergehenden herabblicken zu sehen. Einen reizenden Ueberblick über die Stadt hat man vom „Wisemannsberge“ aus. Leider entbehrt sie der zahlreichen Thürme, mit denen sie früher geschmückt gewesen, mithin eines großartigen kraftvollen Eindrucks, sieht aber trotzdem anmuthig und heiter in das Land. Die Gruppierung ist malerisch; voran Gärten, dann die freundliche Stadt, gehoben durch die altersgraue Pfarrkirche und die großen Gebäude der Herkulesmühlen, welche der Seehandlung zugehören, dahinter ein lebenvolles Thal, dessen saftiges Grün von der Eisenbahn und Chaussee und vom Kanale durchschnitten wird, dann der stattliche Bahnhof in leuchtendem Hellroth aus dunkler Waldung hervortretend. Alles dies zusammengenommen gewährt ein Bild von großer Naturschönheit. Längs dem Kanale führen hübsche Spaziergänge durch schattige Laubholzalleen und Anlagen voll Ruheplätze und Vergnügungsorte, wohl eine halbe Meile weit. Auch nach der andern Seite zu ist die Lage der Stadt eine gefällige zu nennen.

Von Bromberg aus trug mich der Dampfwagen weiter dem Norden zu, anfangs über grüne hügelige Landstriche fort, dann aber den hochgelegenen Ufern des majestätischen Weichselstromes zu, und es ist ein Glück für den Reisenden, daß die Ostbahn nicht weiter westlich gezogen worden, sonst würde sie die unwirthbare tucheler Haide durchschneiden, die sprichwörtlich ist ihrer Unfruchtbarkeit wegen. Zwar hat man in neuester Zeit jene Wüstenei durch Ueberrieselungen culturfähig zu machen gesucht, aber das Werk nicht zweckmäßig genug geleitet, so daß Herr von Vincke nicht übertrieb, wenn er in der Kammer sagte, daß ein Pfund Heu von dort so billig sei, als ein Pfund Thee. Die plötzliche Aussicht vom hohen Weichselufer hinab in das tiefe, weite Thal der fruchtbaren culmer Niederung ist entzückend schön. Das jenseitige Ufer umgrenzt in weiter Ferne mit Hügeln in Bogenform diesen gesegneten Landstrich, auf dem in bunter Abwechslung saftige Wiesenflächen, mit weidenden Herden belebt, Baumgruppen und Gärten um strohgedeckte Landhäuser, schwarze Acker- und gelbe Getreidefelder, schnurgerade Alleen von Weidenbäumen und eine Menge kleiner Kanäle sich ausbreiten, während mitten durch die grüne Landschaft der mächtige Strom der Weichsel feierlich dahinrauscht, auf seinen breiten Rücken hier polnische Hochflöße, dort lange Odkähne mit blendendweißen Segeln oder wol gar ein in Rauch gehülltes Dampfschiff mit sich führend; keiner der deutschen Flüsse kann sich im untern Gebiet seines Laufes einer fortdauernd so malerischen Landschaft rühmen. Auch Monumente einer großen Vergangenheit bieten sich hier unserm Blick dar. Als Hermann von Salza den trotzigen Ritter Balk von dem fernen Venedig nach dem Preußenlande sandte, 1228, da war es das culmer Land, in welchem die eisengeharnischten Ordensbrüder zuerst sich festsetzten. Wer heute aus dem Süden dort hinauf-

zieht, dem zeigt wiederum Culm mit seinem Ordenschlosse auf steiler Uferhöhe sich als der erste bedeutende Punkt im Preußenlande.

Die nächsten Eisenbahnstationen sind kleine Dörfer mit polnischen Namen und nur als Vorposten der größeren Städte zu betrachten, welche jenseit der Weichsel liegen und von welchen der Weg zur Eisenbahn hierher der nächste ist; so hat Culm seine Station, so Graudenz, so Marienwerder. Eine Journaliere führt den Reisenden von dem hochgelegenen Bahnhof Terespol nach dem kleinen Städtchen Schweg hinab, das ganz flach an der Mündung des Schwarzwassers in die Weichsel liegt, zum Theil noch umgeben von schon stark verwitterten Stadtmauern; sie gehört zu den ältesten Städten der Provinz und soll, einer Sage nach, ihren Ursprung vornehmen Schweden verdanken, die lanbesflüchtig zu Anfang des 10. Jahrhunderts hier als Colonisten sich niederließen, woher der Name. Ganz in der Nähe der Stadt erbaute der Herzog Swantepolk von Pomerellen 1244 ein festes Schloß, das zusammen mit der Stadt 1310 in die Gewalt des deutschen Ordens fiel. Einer ihrer Comthure war der berühmte Heinrich von Plauen, der nach dem Unglückstage von Tannenberg der bedrängten Marienburg zu Hilfe eilte und ihr Erretter ward. Noch sind die Trümmer der Burg vorhanden, gewaltige Kellerräume, größtentheils schon verschüttet oder eingestürzt, darüber mächtige lange Tonnengewölbe, aus denen eine steinerne Wendeltreppe in spitzbogige, stark zertrümmerte Gemächer hinaufführt, deren Mauern geborsten und deren gothische Fensterbogen von späterer Hand theils verflacht, theils bis auf kleine viereckige Loken zugemauert worden. Aus einem runden, oben schon ganz verfallenen Thurne wächst ein mächtiger Ebereschbaum heraus, aus dessen grünem Wipfel uns die feuerrothen Beeren anlachen, als wollten sie triumphiren über das Grab und über die Verwüstung rundum, aus der sie erstanden sind, und noch besser erhalten hat sich ein zweiter, stärkerer, zirkelrunder Wartthurm vor der Westseite des verfallenen Schloßes. Friedrich Wilhelm IV. sorgte noch als Kronprinz für die Bedachung desselben und ließ ihn mit stattlichen Zinnen schmücken, so daß er stattlich dasteht als ein sagenfundiger Greis aus alter Zeit. Sowol das unansehnliche Rathhaus, wie auch beide Kirchen der Niederstadt bieten nichts Interessantes dar, und sind die kleinen alten Häuser hier mit hohen Treppen versehen, die erst in die erste Etage hineinführen. Der untere Raum der Häuser bleibt der so oft hier eintretenden Ueberschwemmungen wegen unbewohnt. Unter den meisten neuen Gebäuden der Oberstadt zeichnet sich das des Stadtgerichtes aus, noch mehr aber die höher gelegene, aus rothen Ziegelsteinen erbaute Irrenanstalt, die, zwar unsymmetrisch, im Ganzen dennoch einen Eindruck ausübt. Ein malerischer Schmuck der Stadt ist das alte Bernhardinerkloster mit einem Hauptportale und Glockenthurme darüber und einem 40 Fuß hohen Kreuzgange voll Fenstern

im Rundbogenstil erbaut. Das Madonnenbild der Kirche steht in besonderer Verehrung und veranlaßt Prozessionen aus weiter Ferne her. Das Klostergebäude aber mit seinen früheren Zellen und Seitencorridoren dient nun zum städtischen Krankenhause. Schwetz hat von der diesjährigen Ueberschwemmung furchtbar gelitten. Die Fluten standen manns hoch in den Straßen, die Häuser bis in das zweite Stockwerk unter Wasser. Das einzige Rettungsmittel für den armen Ort, der Gewalt des Weichselstromes aus dem Wege zu gehen, wäre, daß die Stadt auf die Anhöhe verlegt würde, wozu der König selbst anrätbig gewesen. So hat sich eine Baugesellschaft denn auch gebildet, welche mit Actien von 10 Thalern an das Werk ging, viel Unterstützung auch anderwärts fand und des besten Erfolgs sich erfreut.

Das altberühmte Culm, von welchem deutsche Bildung zuerst über Preußen ausging, liegt in majestätischer Hoheit auf der fernen Uferhöhe jenseits des hier eine Meile breiten Weichselthales vor uns und seine vielthürmigen Kirchen und rothen Stadtmauern, rings von gebüschreichen Promenaden umgeben, funkeln verlockend im Lichte der Sonne. Doch ist der Weg zu ihm hin ein recht beschwerlicher. Die Weichsel theilt sich hier in mehre Arme, durch meistens öde Inseln (Kämpen) getrennt. Man muß dreimal sich im Spitzprähen übersetzen lassen und auf den Inseln weite Strecken tiefen Sandes durchwaten. Aber die unbequeme Fahrt dorthin ist auch lohnend genug.

Ursprünglich war Culm am Fuße des Berges erbaut, litt aber zu oft durch Ueberschwemmungen und wurde deshalb 1251 nach einer großen Feuersbrunst auf die Höhe des Ufers verlegt, welche es heute noch so stolz einnimmt. Auch wurde die Stadt so regelmäßig erbaut, daß sie in dieser Beziehung allen übrigen preussischen Schwesterstädten den Vorrang streitig machte; sie wuchs zu hoher Blüte heran, da der Handel, begünstigt durch Zollfreiheit und Stapelrecht, viele Ausländer heranzog. So ließen sich namentlich viele Engländer hier nieder; sie besaßen auf dem Markte ein eignes großes Packhaus, das erst zu Anfang dieses Jahrhunderts abgebrochen wurde. Auch Dänen und Holländer hatten ihre eignen Packhäuser, die nun in Privatwohnungen verwandelt sind. Viel trug zur Hebung des Ortes außerdem das große Ansehen bei, welches der Orden dem culmer Magistrate in der Handfeste verlieh, wodurch demselben das Recht freier Gesetzauslegung und das Schiedsrichteramt in streitigen Fällen zustand, Rechte, welche er noch bis in das vorige Jahrhundert hinein ausgeübt hat und durch die er zum Range eines Obergerichtshofes erhoben war. Demehr aber Thorns und Danzigs Handel aufblühte, sank der von Culm, zumal die Lage auf einem steilen Berge keineswegs günstig für den Handel zu nennen ist. Unter polnischer Hoheit endlich gerieth die Stadt total in Verfall. In diesem traurigen Zustande wurde Culm 1772 preussisch. Friedrich der Große hegte eine besondere Vorliebe für die Stadt,

bewilligte bedeutende Bauhilfsgelder und ließ nicht nur das Cadettenhaus und die evangelische Kirche, sondern selbst viele Privathäuser aus königlichen Fonds erbauen; ja es wurden Fabriken angelegt und Handwerker mit Vorschüssen hierher gezogen und ihnen Häuser unentgeltlich überlassen. Auch wurden Colonisten aus Holland auf die städtischen Ländereien gesandt. So war es möglich, daß die Stadt sich unter dem preussischen Scepter wieder zu einer Stadt zweiten Ranges in der Provinz emporschwingen konnte.

Culm ist noch ganz regelmäßig, hat gerade, breite und freundliche Straßen, die alle auf dem großen, recht hübschen Marktplatz zusammenstoßen und die als interessanten Endpunkt entweder eine Kirche oder ein altes Thor oder gar einen ritterlichen Wirthurm haben. Mitten aus dem Markte erhebt sich das steinerne Rathhaus, ein ganz stattliches Gebäude mit schlankem Thurm, zwar im gothischen Stil, aber sonst unsymmetrisch erbaut. Vor ihm spritzt ein Kunstbrunnen seine steigende Fontäne, durch Dampfkraft aus dem tiefgelegenen Weichselufer emporgesandt, in ein weites Becken aus Stein. Unter den vielen Kirchen zeichnet sich die Pfarrkirche durch würdige Größe und innere Pracht aus, die evangelische dagegen durch ihre Einfachheit und freundliche Helle; durch hohes Alterthum die Bernhardiner- und die Klosterkirche. Die Franciscanerkirche in der Nähe ist schon ganz dem Verfall preis gegeben; ihr schlanker achteckiger Thurm aber, dessen Glocken seit lange schon stumm geworden, der schönste von allen. Diese alten leeren Ueberreste früherer Zeit bilden einen pikanten Gegensatz zu dem neuen, überaus freundlichen Aussehen der Stadt. Wohl erhalten sind dagegen noch die alten, durch die Vertheidigung von Frauenhand so hochberühmten Stadtmauern; selbst mit Thürmen aus alter Vorzeit sind sie noch versehen; nur oberhalb sind sie ein wenig schadhaft, der untere Theil von ihnen ist meistens mit Efeu oder Weinlaub geschmückt und nimmt sich wahrhaft malerisch aus.

Culm besitzt ein katholisches Gymnasium und eine Realschule. Ehedem hatte die Stadt auch eine Akademie, welcher im Jahre 1378 Universitätsrechte verliehen wurden, die aber nie zu einiger Bedeutung gelangte. Großartige Gebäude der Stadt bilden die Cadettenanstalt, die gegen 200 Zöglinge zählt. Die Ordnung darin ist streng militärisch. Den Unterricht erteilen 2 Offiziere und 3 Lehrer vom Civilstande, außerdem noch vier Gouverneurs (Candidaten der Theologie). Zur Anstalt gehört noch ein besonderes Lazareth und eine Kirche, sowie auch ein großer Garten, der neben der wohlerhaltenen alten Stadtmauer sich in anmuthigen Gartenterrassen bis zum Grunde eines kleinen Flüsschens hinabzieht. Eines Besuches werth ist auch das Nonnenkloster der barmherzigen Schwestern, eine sehr wohlthätige Anstalt, die ihren besondern Arzt und eine Apotheke hat, bis 40 Kranke pflegt und 20 Waisenkinder erzieht. Die stillen Schwestern haben ihre eigne Tracht; sie tragen schwarze

Röcke aus Wolle und einen weißen, breiten, zu beiden Seiten nach oben hinaufgebogenen Hut nebst Rosenkranz. Allerliebste freundlich und mit lieblicher Aussicht auf Schwes und die Niederung sind die sogenannten Promenaden, die rund um die Stadt führen, ein Werk des Verschönerungsvereins. Und eine Meile von der Stadt ab liegt in sehr romantischer Lage der Ort Althausen an der Weichsel, einst Bischofshof, mit Trümmern einer alten Burg. Hier wächst der prachtvollste Weizen des culmer Gaues. Selbst die Handelsherren an der londoner Börse fragen begierig nach althausen Weizen.

Von Culm ab erweitert sich nordwärts das fruchtbare, von kleinen Kanälen durchschnittene Weichselthal, und reich lohnend ist eine Wasserfahrt durch dasselbe stromab, zunächst nach dem jenseits gelegenen, reizenden Orte Sartowitz hin. Hier auf steilem Bergfegeln, der sich hart am Strome schroff erhebt und durch Schluchten und einen breiten Graben von der Umgegend abgefordert ist, stand einst des berichtigten Pomerellenherzogs Swantepolk zweite Hauptburg. Von ihr aus überfiel er die Schiffe auf der Weichsel und zog plündernd und mordend in das dem Orden angehörige blühende Culmerland, bis er und seine Veste den siegreichen Kreuzherren erlag. Nun steht statt der drohenden Burg dort oben die stille Kapelle der heiligen Barbara, der Schutzpatronin der Weichselschiffer, deren jeder im Vorüberfahren gern eine fromme Spende dem heranrudernden Glöckner übergibt, so oft das Glöcklein oben seinen frommen Willkommensgruß hernieder sendet. Durch eine Fülle der mannigfaltigsten schattenreichen Bäume und blühender Rosenbüsche steigt man auf bequemen Gängen zur Höhe hinan und findet ein Panorama vor sich ausgebreitet, dem an Reichhaltigkeit und Schönheit bis Danzig hin kein zweites gleichkommt. Stromaufwärts winkt uns die älteste Metropole der Weichsellande, das vielthürmige Culm vom hohen Ufer seinen Abschiedsgruß zu, dem tief zu Füßen drüben die Schwesterstadt Schwes liegt; im Norden wird der Horizont durch die Festungswälle von Graudenz scharf begrenzt, und malerisch daneben liegt die alte Stadt am Abhange des thurmgekrönten Schloßberges. Vor uns und zu beiden Seiten aber breiten sich die üppigen Niederungsgefülde aus, wie ein buntes Schachbret, während den Hintergrund walddige Höhen mit dunkeln Grün schließen. Der breite Strom, der die Landschaft unten so wundervoll belebt, schlängelt sich als silbernes Band in einer Länge von 7 Meilen vor uns hin, und von den prächtigen Rinderherden echt holländischen Stammes, die im saftigen Grase der grünen Inseln unten weiden, klingt harmonisches Glockengeläute zu uns herauf. Tagelang könnte man hier weilen. Promenaden, Buschwerk, sammetweiche Rasenplätze mit Blumenbeeten wechselnd, umgeben weithin den Hügel. Im Schatten alter Linden ruht das gutsherrliche Wohnhaus, in der Mitte eines weiten duftigen Gartens. Bis auf das Dach dieses freundlichen Hauses sendet der Augurim-

fürbis seine breitblättrigen Ranken und seine Säulen tragen stattliche Kürbisse als Prachtcapitäler. Um die Säulen der Vorhalle schlingt sich kanarische Kresse, während zwischen diesem Gewinde Petunien aller Art in wundervoller Blütenpracht ein liebliches Geländer bilden, und die Seitenreihen davor eine reiche Schar blühender Camellen und Cacteen einnimmt. Rund um das Haus auf weitem Plaze triumphirt die Blumengöttin mit allen Reizen ihrer Herrschaft, umgeben von duftigen Laubgängen und Rosenhecken. Dahinter liegen die Treibhäuser, und beim Vorüberwandeln an ihren Glaswänden erfreut uns der Hauch südlicher Luft voll balsamischer Düfte. An jener Wand dort rankt sich die Rebe von Cypern stolz und üppig auf, und alle Spaliere strotzen voll herrlichen Obstes. Zwei Treibhäuser allein erzeugen aber das werthvollste Gewächs in dieser Anlage, die dickköpfige Ananas, das Kind des heißen Südens, in einer Fülle von tausend Stück und zuweilen in einer Schwere von $3\frac{1}{2}$ Pfund; der Reinertrag von dieser Frucht allein soll die Kosten zur Unterhaltung dieses Gartens decken.

Der Weg führt uns von hier weiter das Thal entlang. Graudenz, die unbesetzte Veste mit ihren unermesslichen Ringmauern, tiefgeschnittenen Rasematten und achtungsgebietenden Thürmen gewährt von der Weichselseite aus einen wahrhaft imposanten Anblick. Friedrich II. legte diese Festung bekanntlich an, um den durch die Theilung Polens erworbenen Landesdistrict gegen etwaige Restaurationsversuche zu schützen. Die Stadt, welche von der dominirend auf der Höhe belegenen Festung durch eine geschmackvoll angelegte Promenade geschieden ist, hat im ersten Augenblick Aehnlichkeit mit einer großen Vorstadt, die zu einer Residenz führt. Die Residenz fehlt natürlich, aber das gesellschaftliche Leben dieser kleinen Stadt ist von einer solchen Lebendigkeit und Eleganz, daß es den übrigen kleinern Provinzialstädten füglich mit einem gewissen Residenzanspruch gegenüberreten kann. Zur Winterzeit versammelt sich die dortige gute Gesellschaft in den glänzend ausgestatteten Räumen der Ressource zu einer Serie von sogenannten Combinationsbällen, zu denen die reichen Gutsbesitzer der Umgegend, das höhere Beamtenthum und die Offiziere der Garnison sich vereinigen. Auch besitzt Graudenz ein kleines, aber gut eingerichtetes Theater, für dessen Benutzung umziehende Schauspielergesellschaften redlich Sorge tragen. Sonst ist von der Stadt selbst nur wenig zu sagen. Das neue Rathhaus ist so unansehnlich, daß es der Inschrift sehr bedürftig war. Die katholische Kirche ist von imposanter Größe, doch zeigt ihr Giebel und der Thurm deutlich vielfache Veränderung. Das ehemalige Jesuitencollegium ist zu einem katholischen Seminar verwandelt worden. Das frühere Kloster, unten mit vier in Nischen stehenden Aebtissinnen, oben mit vier Aebten geziert, sonst von modernem Aussehen, enthält eine Gewerbeschule; das ehemalige Gouvernementshaus ist zu einer Realschule umgebaut. Noch aus

alter Zeit, der Sage nach von Copernicus angelegt, ist die Wasserleitung der Stadt. Die große Strafanstalt, verbunden mit einer Erziehungsanstalt für jugendliche Verbrecher, sowie die Festung oben kann gewissermaßen für ein in sich abgeschlossener Stadttheil betrachtet werden. Letztere ist durch Friedrich den Großen angelegt, hat zwei Ausgänge, den einen nach der Stadt, den andern nach Marienwerder hin. Ein tiefer Brunnen innerhalb der Festung gewährt der Besatzung das nöthige Wasser. Gegen Napoleon hielt sie unter ihrem wackern Vertheidiger, dem ehrenwerthen Courbiere, die Belagerung bis zum tilfiter Frieden aus. In Hemdärmeln umhergehend konnte er gleichwol, als es nach französischer Versicherung keinen König von Preußen mehr gab, mit Fug und Recht „König von Graudenz“ sich nennen. Man hat sein Andenken geehrt durch ein Monument auf den Wällen, die er so tapfer vertheidigte. Von der Höhe der Festung genießt man eine sehr weite Umschau über das Weichselthal. Dasselbe gilt vom Schloßberge, auf den eine Promenade hinaufführt. Der hohe runde Wartthurm oben ist der einzige Ueberrest eines alten Schlosses, welches erst auf Veranlassung des Ministers von Schrötter, der hier wie auf der Marienburg den Namen des preussischen Herostrat verdient, mühsam abgebrochen wurde; doch lohnte die beabsichtigte Sparsamkeit schlecht, denn die abgebrochenen Ziegelsteine hielten zu fest aneinander und gaben durchaus kein erwünschtes Material zu neuen Bauten. Die freundlichen Anlagen auf der Kuppe des Berges scheinen den übriggebliebenen Riesen von Thurm in seiner Einsamkeit trösten zu wollen. Zu Füßen des Berges gewahrt man die Lebenspulsader der Stadt, eine Menge hoher Speicher, deren Schüttdöden hoch mit Getreide beladen sind. Der Getreidehandel ist Graudenz' Hauptnahrungszweig. Dazu paßte der Anblick der schwimmenden polnischen Colonien, die auf langgestreckten Rähnen voll Weizen oder auf breiten Holzflößen, oft noch mit Flachs oder Matten beladen, dicht aneinandergedrängt, die Stromfläche der Hasenbucht auf weite Strecken hin bedecken. Jeder Rahn, jede Gruppe von Flößen, steht unter dem Commando eines polnischen Juden und nimmt dieser in seinem schwarzseidenen langen Kaftan und breitkrämpigen Hute prangende Flottenadmiral sich komisch genug aus. Man könnte stundenlang dem Treiben dieser gutmüthigen Halbwilden zuschauen, wenn sie voll Lust und Lachen aus einer großen hölzernen Schale gemeinschaftlich ihre Brot- oder Wasseruppe, ihre Erbsen mit Speck oder gar ihr Leibgericht, sauern Kapusta (Sauerkohl, kaum mit Salz gewürzt) lecker verzehren, wobei der schwere Holzlöffel wie ein Pokal die Runde macht von Mund zu Mund. Und wie wenig der Mensch bedarf, um zufrieden zu sein, zeigt schon die Robinsonkleidung dieser Sarmaten, die nur ein Hemd aus Sackleinwand, eine linnene Hose, Bastschuhe und einen selbstgeflochtenen breiten Strohhut tragen und deren größter

Reichthum in einem Paar hohen Schifferstiefeln und einer Violine besteht, auf welcher sie ihre Nationalmelodien, den Masurek und die Krakovienne nach Herzenslust abgeigen können. Der englische Matrose in seiner Theerjacke sieht dagegen gehalten nobler aus. — Sowenig der äußere Eindruck befriedigt, den Graudenz hervorzubringen geeignet ist, sobald söhnt das glücklich gepflegte gesellschaftliche Leben mit der Stadt aus und nur ungern verläßt auch der Fremde den schnell liebgewordenen Ort.

Berühmt geworden ist das $1\frac{1}{2}$ Meile nahe Dorf Mockerau an der Mündung der Ossa in die Weichsel, an den Bindingsbergen gelegen, die auf verschiedenen Punkten eine überraschende Aussicht bieten. Der alte Fritz weilte hier vorzugsweise gern, wenn er Westpreußen besuchte, was seit 1772 wol elfmal geschah; er blieb in der Regel vier Tage, hielt eine Heerschau über die Truppen in der Provinz und beschäftigte sich eifrig mit den Angelegenheiten des neu erworbenen Landes. Zu seiner Wohnung ließ er während der Zeit ein leichtes Häuschen aus Fachwerk mit einem Strohdach aufbauen, das jedes Mal zur Zeit der Revue in Stand gesetzt und mit den nöthigen Möbeln versehen wurde, welche die Bewohner der nahen Stadt mit Freuden hergaben. Friedrich Wilhelm II. hielt diese Heerschau zweimal. Friedrich Wilhelm III. dreimal, stets von der geliebten Königin Louise begleitet. Seit dem Aufhören jener Revuen hat der Ort viel verloren.

Pariser Brief.

Wir haben oft darüber Klage geführt, daß die modernen Dramatiker und Romanschriftsteller ihre Stoffe Kreisen entnehmen, in welche ein anständiger Mensch und vorzüglich ein Frauenzimmer nicht gern tritt. Auch mit unsrer Einbildung möchten wir nicht gern jenen Sphären näher kommen, in denen ein zügelloses, entartetes Geschlecht sein Unwesen treibt. Diese Klagen werden von der Kritik hier auch von Zeit zu Zeit erhoben, ohne daß diese Einsprache sich großen Erfolges zu erfreuen hätte. Immer wieder spielt das Lorettenleben die ersten Partien. Die Erscheinung wird zum Symptom einer endemischen Krankheit und man empfindet das Bestreben, ihr auf den Grund zu kommen.

Eine der Ursachen liegt wol darin, daß die französischen Romanschriftsteller wie die Dramatiker auch immer wieder nur das pariser Leben schildern. Im pariser Leben aber berührt das Lorettenhum alle Kreise und es ist kein Wunder, wenn sich der schaffenden Einbildungskraft des Poeten Gestalten aus dieser Welt aufdrängen, wenn er seine Helden in Bewegung setzen will. Man könnte